

Lydia Kang

Star Wars™ Die Hohe Republik

Die Vernichtung

Lydia Kang



**DIE
HOHE REPUBLIK
Die Vernichtung**

Deutsch von Andreas Kasprzak

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
»Star Wars: Cataclysm (The High Republic 7)
(Part of Star Wars: The High Republic: Prequel Era)«
bei Random House Worlds, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2024

Copyright der Originalausgabe © 2023 by Lucasfilm Ltd. & ® or ™ where indicated.
All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2024 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft nach einer Originalvorlage

© & TM 2023 LUCASFILM LTD

Umschlagmotiv: Yiyhoung Li

HK · Herstellung: fe

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6379-1

www.blanvalet.de

*Für Mom, die erste Kyong.
Für Dad, der mich 1977 mitgenommen hat,
um Krieg der Sterne zu sehen.
Und für Bernie, meinen Partner in allen Fandoms.*

Es war einmal vor langer Zeit in einer weit,
weit entfernten Galaxis ...

DIE MISSION DER JEDI

Ein Konflikt hält die Galaxis in Atem. Nachdem auf dem Pilgermond Jedha Chaos ausbricht, kommt es zu einer verheerenden Schlacht. Wie die Jedi herausfinden, ist eine vermeintlich wohlwollende Gruppe, DER PFAD DER OFFENEN HAND, an gewalttätigen interplanetaren Verschwörungen beteiligt.

Die Kommunikation ist zusammengebrochen, und die Anführerin des Pfades, DIE MUTTER, eilt zurück zum Planeten Dalna, um ihre Verfolger ein für alle Mal loszuwerden.

Noch ahnen die Jedi nicht, dass die Mutter im Begriff ist, mysteriöse, namenlose Kreaturen zu entfesseln, die mächtig genug sind, um den Orden selbst zu zerstören ...

PROLOG

An Bord der *Gaze Electric*, Hyperraum

Binnot Ullo ging in einem der Sitzungsräume der *Gaze Electric* auf und ab. Rechts von ihm gab ein Aussichtsfenster den Blick auf das amorphe Licht des Hyperraums frei, während das Schiff dem System von Eiram und E'ronoh entgegenraste. Einmal war er stehen geblieben, um sich zu dem Fenster umzudrehen, aber der Anblick hatte ihn nur wütend gemacht; er wollte bereits dort sein. Er wollte etwas tun.

Als Binnot an der Wand des Raumes verharrte und sich erneut umdrehte, sah er sich einem Spiegel gegenüber, dessen Rahmen aus poliertem Glas bestand. Auch den wollte er nicht sehen. Er wartete jetzt schon seit fast einer Stunde. Aber wenn er mehr erreichen wollte – wenn er in den Augen der Mutter mehr sein wollte –, dann musste er sich in Geduld üben. Plötzlich öffnete sich die Tür des Sitzungsraumes, und die Mutter trat herein. Sie war allein, und wie jedes Mal war Binnot überrascht, wie unscheinbar sie auf den ersten Blick wirkte. Doch wenn man sie genauer musterte, war nichts Gewöhnliches an ihr. Drei wellige Linien aus blauer Brikalmschel-Farbe verliefen quer über ihre Stirn – obwohl einige Mitglieder des Pfades die Linien in letzter Zeit vertikal trugen. Ihre Kleidung war

schlicht und ebenfalls mit blauen Glaubenslinien bemalt. Seit er sie das letzte Mal gesehen hatte, waren weitere silbrige Strähnen in ihrem dunkelbraunen Haar aufgetaucht, und sie wirkte insgesamt älter als zuvor. Im Gegensatz zu den anderen Mitgliedern des Pfades der Offenen Hand trug sie eine Juwelenkette um den Hals, und ihre Robe war aus feinerem, seidigem Material gewoben. Der größte Unterschied bestand jedoch in ihrer Haltung. Es war, als würde sie alles sehen und alles wissen.

Jenseits der offenen Tür ertönte ein tiefes Knurren, auf einer Frequenz, die Binnot bis in die Fingerspitzen fühlte. Hastig drehte die Mutter sich um und schloss die Tür.

»Wurde er heute schon gefüttert?«, fragte Binnot.

»Ja. Im Moment kann er sich nicht beklagen. Ebenso wenig wie du, Binnot.« Sie lächelte sanftmütig, und er fühlte sich wie jedes Mal, wenn er ihre volle Aufmerksamkeit hatte: als könnte er es mit allem und jedem in der Galaxis aufnehmen. Sie setzte sich an den Tisch in der Mitte des Raumes – er war mit mehreren Gläsern aus geschliffenem Glas gedeckt, die auf der Tischplatte wie Eiskristalle schimmerten –, bot ihm jedoch keinen Platz an. Binnot war froh darüber; er war kein Freund von Bequemlichkeit. Außerdem hatten sie viel zu tun.

»Mein Schiff ist startbereit«, erklärte er.

»Und Goi Ganok?« Die Mutter zog eine Augenbraue hoch.

»Ist ebenfalls bereit.«

»Er wird den nervösen Unschuldengel überzeugend spielen«, sagte die Mutter. »Aber ihm fehlt dein Talent, Binnot, darum musst du immer ein Auge auf ihn haben.«

Binnot nickte und versuchte, nicht über das Kompliment zu lächeln. »Das Klytobakter ist an Bord. Wir werden dafür sorgen, dass ein e'ronisches Schiff uns entdeckt, sobald wir nahe dem Mond den neutralen Bereich zwischen E'ronoh und Ei-

ram betreten.« Er hatte selbst geholfen, die großen, mit Flüssigkeit gefüllten Zylinder in den Geheimfächern des Schiffes zu verstauen. Jemand, der sich nur oberflächlich an Bord umsah, würde sie nicht entdecken. Aber jemand, der einen Grund suchte, um einen Krieg neu aufflammen zu lassen ... der würde sie *ganz sicher* finden.

»Ausgezeichnet.« Sie legte ihre langen schlanken Finger aneinander. Ein goldener Armreif rutschte an ihrem Handgelenk herab und verschwand unter ihrem Ärmel. »Du lässt den Antrieb durchbrennen, wenn du im Hoheitsgebiet von E'ronoh bist, und verlangst, dass man dich für Reparaturarbeiten auf dem Mond landen lässt ...«

»Und sobald wir wissen, dass ein eiramisches Schiff die Explosion erfassen kann, jage ich auch den zweiten Antrieb hoch.« Er begann, wieder auf und ab zu gehen. »Aber was ist mit Jedha?«

»Was soll damit sein?«

»Die Friedensverhandlungen sind gescheitert. Der Krieg wird so oder so weitergehen. Seid Ihr sicher, dass diese Mission nötig ist? Ich kann mehr tun.«

»Das weiß ich doch.« Die Mutter lächelte, dann stand sie auf und kam zu Binnot herüber. Er überragte sie deutlich, um fast einen ganzen Kopf. Sie drehte seine breiten Schultern herum, bis er der Wand zugewandt war. Nein, nicht der Wand – dem Spiegel.

Er war groß genug, um ihrer beider Reflexion zu zeigen, doch Binnot nahm fast den gesamten Platz ein, während die Mutter wie ein Schatten hinter ihm stand. Im Gegensatz zu anderen Mirialanern besaß er nur eine Handvoll Markierungen auf seiner blassgrünen Haut; auf Mirial wären alle wichtigen Leistungen und Erfolge seines Lebens in Form von Gesichtstätowie-

rungen verewigt worden, aber Binnot war gerade zehn gewesen, als der Pfad ihn aufgenommen hatte. Die Augen der Mutter huschten von ihrer eigenen Reflexion zu seinem Spiegelbild.

»Ich weiß, was du denkst. Du wirst innerhalb des Pfades noch viel Großes und Bewundernswertes erreichen, und deine Erfolge werden sich nicht auf deiner Haut manifestieren, sondern in deinem Innern. Mein Stolz auf dich wird immer weiter wachsen, Binnot.«

»Danke, Mutter.«

»Die Schlacht von Jedha ist vorbei«, erklärte sie, noch immer in seinem Schatten stehend. »Der Herold hat dafür gesorgt, dass die Jedi-Statue außerhalb von Jedha City fällt. Viel zu lange hat sie den Mond verschandelt. Und der Friedensvertrag zwischen Eiram und E'ronoh ist in Flammen aufgegangen.« Ihre Hände schlossen sich um Binnots Schultern. Irgendetwas, das auf Jedha geschehen war, nagte an ihr. »Der Herold hat einen Aufstand gegen die Machtbenutzer angezettelt.«

»War das nicht Teil des Plans?«, fragte Binnot.

Die Mutter zögerte. Sie ließ seine Schulter los und begann, langsam um ihn herumzugehen, während er reglos vor dem Spiegel stehen blieb. »Nicht wirklich. Das Ziel war, die Friedensgespräche zum Erliegen zu bringen. Aber der Herold hat ohne mein Einverständnis gehandelt. So möchte ich den Pfad nicht führen. Es ist leicht, im Affekt zu handeln – so, wie er es tat –, aber eine größere Vision umzusetzen, das ist ungleich schwieriger.«

»Eure Vision, Mutter?«, fragte Binnot.

»Ich bin der Pfad.« Sie beugte sich dichter zu ihm vor. »Und die Hand des Pfades wird schon bald bis an die Enden der Galaxis reichen. Viel weiter, als die Republik oder die Jedi es sich auch nur vorstellen können.«

Binnot wusste, dass sie keinen Grund hatte, ihm irgendetwas von alldem zu erzählen – von ihren Hoffnungen und ihrer Enttäuschung über den Herold. Dass sie es trotzdem tat, war ein Zeichen des Vertrauens. Beinahe hätte er gelächelt. Ihr Plan hatte ihn im Stillen fasziniert, und jetzt, nach dem törichtem Fehler des Herolds, gab es einen freien Platz an der Seite der Mutter. Er war bereit, ihn zu füllen ... sofern sie sein Potenzial erkannte.

»Wenn die Friedensgespräche vorbei sind, warum müssen wir den Krieg dann mit dem Klytobakter neu anfachen?« Binnot drehte den Kopf. Er konnte nicht einfach nur weiter geradeaus starren. Die Mutter sollte wissen, dass ihn die Sache mit Unbehagen erfüllte. Das war ein Trick, den er vor mehreren Jahren gelernt hatte: Bring jemanden aus dem Gleichgewicht, und die Chancen, dass er dir die Wahrheit sagt, steigen exponentiell.

»Siehst du nicht die Ironie?«, fragte Mutter. »Eine biologische Waffe gegen Eiram. Nachdem die Königin einen Pakt mit uns schloss, um ein geheimes Gift zu erschaffen, und dann aus dem Geschäft ausstieg und vor dieser lächerlichen Hochzeit ihre Forschungseinrichtung schloss – es ist die perfekte Gelegenheit, um sicherzustellen, dass der Krieg weitergeht. Das dürfen wir uns nicht entgehen lassen. E’ronoh wird natürlich leugnen, dass das Klytobakter von dort stammt, aber allein seine Existenz wird zu Gewalt führen. Und der Krieg wird weitertoben. Dieser Konflikt muss brennen wie ein Feuer, Binnot. Der Pfad braucht dieses Feuer. Der Pfad braucht das Chaos. Nur so werden wir in der Lage sein, mehr für diese Galaxis zu tun.«

»Chaos«, wiederholte Binnot. Meinte sie Axel? Aber er war im Gefängnis. Außerdem war Binnot inzwischen doch ohne jeden Zweifel nützlicher als er. Der Mirialaner drehte sich herum

und presste die Hände an die Schläfen. Sein Kopf begann allmählich zu pochen.

»Alles in Ordnung, mein Kind?«, fragte sie, während sie sich wieder setzte.

»Alles bestens«, erwiderte Binnot ein wenig zu hastig. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart immer ein wenig unwohl. Sie sah nicht einschüchternd aus, aber sein Körper schien sie genau so wahrzunehmen. Vielleicht lag es auch nur daran, dass der Gleichmacher vor der Tür wartete. Ein giftiger Blick der Bestie reichte schon aus, um Binnot den Angstschweiß auf die Stirn zu treiben.

»Ja.« Die Mutter warf einen Blick durch die Aussichtsfenster der *Gaze Electric*. »Chaos. Mein Chaos. Ich meine Axel Greylark.«

»Axel Greylark«, sagte Binnot mit tonloser Stimme, um seinen Neid zu verbergen. »Derselbe Axel Greylark, der gerade irgendwo in einer Zelle sitzt?«

»Nicht mehr lange«, erklärte die Mutter. »Nach deiner Mission, den Krieg wieder zu entfachen, wirst du Axel nämlich aus seiner Gefangenschaft auf Pippyr befreien.«

»Er hat Euch hintergangen. Er hat uns alle hintergangen«, protestierte Binnot.

»Ja. Und ich werde dafür sorgen, dass er das nicht vergisst«, erwiderte die Mutter. Ihre Lippen wurden schmal. »Aber er ist mir außerhalb seiner Zelle von größerem Nutzen als darin.« Sie zog die Brauen zusammen. »Mein Kind, du wirkst nicht gerade erfreut, deinen guten Freund wiederzusehen.«

Axel hatte während der letzten Jahre immer nur kurz in die Welt des Pfades hineingeschnuppert, wenn es ihm gerade passte. Als sie noch jünger gewesen waren, hatte Binnot ihre gemeinsamen Abenteuer genossen. Aber was Axel sich auf Eiram

und E'ronoh geleistet hatte ... er hatte weder die Jedi getötet noch der Mutter das Gift gebracht. Um die Wahrheit zu sagen, war Binnot erleichtert, dass er nun fort war. Axel hatte stets sämtliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wenn er irgendwo auftauchte. Alle anderen waren neben ihm verblasst. Mehr noch hatte Binnot allerdings genossen, dass er der Mutter nun von größerem Nutzen war. Wenn Axel zurückkehrte, würde er sie nur wieder ablenken. Er würde lächeln, und es wäre, als hätten sich die Wolken vor der Sonne geteilt.

»Wie soll es ablaufen?«, fragte Binnot. »Sind Mitglieder des Pfades auf Pippyr, die uns helfen können?«

»Nein.« Die Mutter tippte mit dem Finger gegen ihr Kinn. »Aber wir haben Zugriff auf die nahe gelegenen Kommbögen. Wir können Nachrichten abfangen, verfälschen – und dafür sorgen, dass nur die richtigen ankommen.«

»Aber ... er hat versagt«, beharrte Binnot. »Warum wollt Ihr ihm noch eine Chance geben?«

Die Mutter erhob sich und ging zur Tür. Dabei seufzte sie, als wäre die Unterhaltung mit Binnot schrecklich ermüdend. Offenbar würde er keine weiteren Einblicke in ihre Gedanken erhalten. Vielleicht hielt sie doch nicht so große Stücke auf ihn, wie er gedacht hatte. Doch dann, als sie die Hand bereits auf die Tür gelegt hatte, hielt sie noch einmal inne.

»Wenn man alle Steine auf dem Spielbrett kennt, kann man sie hinschieben, wohin immer man will, mein lieber Binnot. Selbst jemanden zu zerstören, der dich enttäuscht hat, kann ein nützliches Manöver sein. Es ist alles eine Frage des Fingerspitzengefühls. Und Axel Greylark ist eine Figur, die noch immer einen Wert hat.« Sie blickte nach oben, als würde sie auf dieselbe Weise über Axels Schicksal sinnieren, wie andere überlegten, welche Kuchensorte sie zum Nachtschiff haben wollten.

»Werdet Ihr ihn töten?« Binnot versuchte, nicht überrascht zu wirken, während er die Frage stellte.

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber ich brauche ihn. Also kümmer dich darum, Binnot.« Mit einem letzten Lächeln verließ sie den Raum, und die Tür schloss sich hinter ihr.

Sekunden später eilte händeringend der Roonaner Goi Ganok in den Raum, seine großen dunklen Augen geweitet vor Aufregung.

»Goi«, sagte Binnot. »Bist du bereit? Die *Gaze* wird den Hyperraum bald verlassen. Unser Transporter sollte dann besser startklar sein.«

»Von mir aus kann's losgehen. Für den Pfad!«, rief Goi. Seine winzigen Zähne glänzten, als er grinste.

»Für die Mutter«, erwiderte Binnot, und Goi marschierte aufgekratzt aus dem Raum.

Binnot selbst drehte sich noch einmal kurz zu dem Spiegel herum und zwang sich, in seine eigenen, dunkelgrünen Augen zu starren.

»Und für mich«, flüsterte er.

1. KAPITEL

Das Regierungsgebäude der Republik, Coruscant

Kanzlerin Kyong Greylark saß in ihrem großen Büro, mit dem Rücken zu ihrem Schreibtisch, und ließ den Blick über die Skyline schweifen. Die Dämmerung war im Anmarsch, und das gelbe Licht der Sonne spiegelte sich auf den schimmernden Türmen und Kuppeln, als hätte man sie vergoldet.

Normalerweise erfüllte sie zu dieser Tageszeit ein Gefühl von Ruhe und Frieden, aber heute blieben alle Versuche, sich zu entspannen, erfolglos. Ihre Hände waren um die Armlehnen des Sessels gekrallt, als wäre sie noch immer auf ihrem abstürzenden Schiff, der *Aurora Sun*. Ein Schauer rann ihr über den Rücken, und ihr Kopfschmuck aus Jadeit – ein Familienerbstück – klimperte leise.

Die Tür des Büros öffnete sich.

»Kanzlerin Greylark«, sagte ihre Sekretärin. »Eine Nachricht ist gerade angekommen ...«

»Neues von Jedha?«, fragte sie.

»Nein, Kanzlerin.«

Kyong hob die Hand, um sie zum Schweigen zu bringen. Dies war der einzige Moment, in dem sie heute ein wenig Ruhe haben – oder zumindest nach dieser Ruhe suchen – könnte.

»Ich sagte doch, ich will nicht gestört werden, es sei denn, es geht um den Friedensgipfel«, sagte Kyong.

»Aber ... es ist Kanzler Mollo auf Eiram. Es betrifft Ihren Sohn.«

Kyong schwenkte ihren Sessel herum, den Mund zu einer schmalen Linie zusammengepresst, und nickte. Diesmal verursachten die geschliffenen Jadeit-Tropfen, die in parallelen Bögen über ihrem Kopf hingen, kein Geräusch. Sie drückte einen Knopf auf dem Schreibtisch, woraufhin das Holoabbild von Kanzler Mollo erschien.

»Kanzlerin Greylark«, sagte er mit seinem tiefen Bariton. Der Quarren befand sich in einem deutlich kleineren Raum als sie. Seine Kanzlerrobe war graubraun, mit silbernem Saum, und seine Gesichtstentakel wackelten erwartungsvoll hin und her. »Wie geht es Ihnen?«

»Es geht mir gut, Kanzler Mollo. Vielen Dank.« Sie nickte knapp – das war die einzige Reaktion, die sie sich gestattete. Ein Lächeln wäre unangebracht gewesen, schließlich saß ihr einziges Kind nun hinter Gittern, und die Greylark-Familie war zum Gespött der gesamten Republik geworden. Ein Stirnrunzeln hingegen hätte angedeutet, dass sie mit den politischen Konsequenzen nicht fertigwurde. Eine Kanzlerin mit einem Mörder als Sohn? Es schien unvorstellbar, aber so war es nun mal. »Wie ist die Lage auf Eiram?«

»Nicht ideal, aber ganz gut. Es gab einen kleinen Zwischenfall auf dem Mond, den die beiden Planeten sich teilen, Eirie. Ich habe selbst gerade erst davon gehört. Es geht wohl um ein abgestürztes Raumschiff, das repariert werden muss. Oh, und die Pläne für den Wiederaufbau von Erasmus schreiten endlich voran. Königin Adrialia und Monarch A'lbaran halten regelmäßigen Kontakt. Die Beziehung zwischen ihnen ist noch immer

unbehaglich, aber jetzt, da ihre Erben verheiratet sind, geben sie sich zumindest Mühe. Xiri und Phan-tu versuchen, die Spannungen zu lindern.«

»Wie immer bin ich Ihnen dankbar für die großartige Arbeit, die Sie am Äußeren Rand leisten«, sagte Kyong mit einer leichten Verbeugung.

»Und ich bin dankbar, dass Sie auf diesem Klumpen Metall, der sich Coruscant nennt, die Stellung halten und all die politischen Winkelzüge dort erdulden. Haben Sie etwas Neues von Jedha gehört?«, fragte Mollo. »Seit einer Weile erhalten wir keine Nachrichten mehr von dort. Ich fange allmählich an, mir Sorgen zu machen.«

»Wir erwarten jeden Moment die Bestätigung, dass der Friedensvertrag unterzeichnet wurde«, erwiderte Kyong.

Mollo nickte. »Gut. Zu schade, dass der Sicherheitsdienst uns nicht auch dorthin reisen ließ. Nun, sei's drum. Ich freue mich darauf, mit der Königin und dem Monarchen auf Eiram zu feiern.« Er machte eine Pause, und seine Tentakel zuckten. »Eine Sache wäre da noch. Ich wollte mit Ihnen über Axel sprechen. Mitglieder mehrerer Beratungsausschüsse haben einen Vorschlag bezüglich seiner Haftstrafe gemacht.«

Kyongs Augenbrauen zuckten. Sie hatte nichts von derartigen Beratungen über Axel gehört. Das Urteil war kurz nach seiner Festnahme auf Eiram gefällt worden, und vor ein paar Wochen hatte man ihn dann in ein Gefängnis auf dem fernen Pippyr gebracht, irgendwo nahe Bakura am Äußeren Rand. Jedes Mal, wenn sie ihn sich in seiner Zelle vorstellte, schnürte sich ihr mehrere Sekunden die Kehle zu. Die einzige Lösung dieses Problems, die ihr einfallen wollte, war, gar nicht erst an ihn zu denken.

Mollo fuhr fort: »Sie haben noch nicht davon gehört, weil ich Sie aus der Sache heraushalten wollte. Ich wollte die ehrliche,

unbefangene Meinung der Ausschüsse hören.« Mollos Holoabbild beugte sich vor. »Sie haben vorgeschlagen, Axels Strafmaß zu senken und ihn in ein Gefängnis mit niedriger Sicherheitsstufe zu verlegen, wo er an Resozialisierungsprogrammen teilnehmen kann.«

»Was?« Kyong war so überrascht, dass ihre normalerweise steife und förmliche Fassade Risse bekam.

»Wir alle wissen, dass Axel Fehler gemacht hat. Aber er hat auch Gutes getan. Er hat Phan-tu Zenn vor Attentätern gerettet; er hat geholfen, die Wahrheit über das Gift ans Licht zu bringen und die Phiolen zu zerstören ...«

»Indem er die Hauptstadt der Eirami verwüstete«, entgegnete Kyong. »Er hat eine Gefangene getötet. Er hat alle angelogen und seine Taten verschleiert. Auf E'ronoh hat er einen unschuldigen Vater ermordet. Und was noch schlimmer ist: Er ist nur ein Teil einer viel größeren Verschwörung, deren Umfang und Ziel wir noch immer nicht kennen. Das waren nicht die Fehler eines törichten jungen Mannes – und das wissen Sie ebenso gut wie ich.«

Mollo schüttelte den Kopf. »Ich hätte nicht gedacht, dass *ich* derjenige sein würde, der Ihren Sohn verteidigt, während Sie zögern, ihm eine zweite Chance zu geben.«

»Das stimmt nicht. Ich will, dass er eine zweite Chance bekommt. Aber wer Fehler macht, muss auch die Verantwortung dafür tragen. Selbst wenn es um mein einziges Kind geht.« Kyong lehnte sich zurück. Die Sonne war inzwischen hinter der Skyline verschwunden, und eine lavendelfarbene Dunkelheit senkte sich über den Himmel. Sie schwenkte ihren Sessel zum Fenster herum, bis ihre Atmung sich wieder beruhigt hatte. Es fiel ihr schwer, ihre inneren Qualen zu verbergen, und je weniger Mollo von ihrem Gesicht sah, desto besser.

»Die Komitees sind bereit, ihn zu verlegen und in ein Resozialisierungsprogramm einzugliedern, aber nur, falls wir beide zustimmen.«

»Wir beide?«, wiederholte Kyong.

Mollos Tentakel schwangen kurz hin und her, dann hingen sie reglos herab, und er sagte mit leiser Stimme: »Ich finde, er sollte eine zweite Chance bekommen. Meine Antwort lautet also ja. Was sagen Sie, Kyong?«

Es kam nur selten vor, dass er ihren Vornamen benutzte, und es verfehlte nicht seine Wirkung. Kyong presste die Fingerspitzen gegeneinander. Vor ihrem geistigen Auge sah sie Axel als winzigen Säugling, mit glänzenden dunklen Augen, einem Schweif dunklen Haares auf dem Kopf und violetten Geburtsmalen auf seinem Rücken, die im Lauf der Zeit verschwinden sollten. Sein erstes Lächeln vor all diesen Jahren war so unschuldig gewesen. Aber Kyong hatte dieses Lächeln nicht mehr gesehen, seit sein Vater gestorben war. Sie schleppten diesen Verlust beide mit sich herum wie eine Wunde, die niemals verheilen würde.

»Meine Antwort ist ...« Ihre Stimme wurde brüchig, und sie setzte von Neuem an. »Meine Antwort ist nein.«

Mollos Tentakel gerieten in Wallung. »Wie können Sie ...? Kyong, ich dachte ...«

Da stürmte unvermittelt Kyongs Sekretärin in das Büro, und beide Kanzler drehten sich herum, um zu sehen, warum man sie störte.

»Kanzlerin Greylark. Kanzler Mollo. Es tut mir leid, dass ich Sie unterbrechen muss!« Die Twi'lek verbeugte sich, ihre Augen geweitet, ihre Hände zitternd. »Jedha. Die Friedensgespräche auf Jedha sind gescheitert! Der Abgesandte von E'ronoh ist tot, und der Abgesandte von Eiram wird des Hochverrats beschuldigt. Es gab ...«

Ein zweites Holo erschien neben Mollos Abbild. Es zeigte einen von Kyongs ranghohen Abgeordneten, der gerade in der Nähe von Jedha war. »Kanzlerin! Bitte, verzeihen Sie die Störung, aber auf Jedha ist es zu Ausschreitungen gekommen. Der Vertrag für eine dauerhafte Waffenruhe wurde nicht unterzeichnet ...«

An Mollos Seite tauchte sein eigener Sekretär auf. Mit schriller, gehetzter Stimme flüsterte er: »Kanzler Mollo! Es gibt wichtige Neuigkeiten. Die Gesandtschaften von Eiram und E'ronoh haben Jedha verlassen. Es gibt Tote ...«

Die Unterhaltung der beiden Kanzler wurde unter einer Kakophonie aus Meldungen begraben. Immer weitere Abgesandte und Berater schalteten sich mit drängenden Nachrichten hinzu. Kyong und Mollo versuchten, möglichst viele Informationen zu sammeln, und als schließlich Ruhe einkehrte und sie wieder allein waren, verharrten sie einen Moment lang beide in fassungslosem Schweigen.

Orlen Mollo kniff die Augen fest zu, als hätte er gerade bittere Medizin schlucken müssen, dann griff er sich an die Stirn. »Das kann nicht sein. Nach allem, was wir getan haben. Nach der Hochzeit ...«

Todesopfer. Hochverrat. Eine gebrochene Waffenruhe. Es klang schrecklich, aber Kyong wusste aus Erfahrung, dass es noch viel schlimmer werden würde, wenn sie erst die genauen Details kannten. So war es immer.

»Was sollen wir tun, Kyong?« Mollo schüttelte den Kopf.

Kyong Greylark stand auf und verscheuchte jeglichen Gedanken an Axel. So schrecklich diese Sache auch war, sie wollte sich lieber darauf konzentrieren, als weiter über die Tragödie ihrer Familie zu sinnieren. Manchmal war Krieg einfacher als Frieden.

Sie wandte sich an ihre Sekretärin und befahl in so scharfem Ton, dass sogar Kanzler Mollo zusammenzuckte: »Informieren Sie den Jedi-Rat.«

Der Mond zwischen Eiram und E'ronoh

Eine Stunde zuvor

Der Mond hing wie eine trübe Perle zwischen den Gravitationsfeldern von Eiram und E'ronoh. Er barg keine Bodenschätze, die es wert wären, abgebaut zu werden, nur große Mengen Salz, weswegen man ihn oft wie ein triviales, halb vergessenes Schmuckstück behandelte. Auf Eiram wurden die alten Lieder über seine Wirkung auf die Gezeiten mehr geachtet als der Mond selbst. Und auf E'ronoh war die Mythologie der Einwohner ganz auf die Sonne ausgerichtet; der Mond war nur ein unbedeutendes Gegenstück, das man den Zeithüter getauft hatte.

Darum war die Explosion auf dem Mond – ein winziges, kurzes Flackern auf seiner salzverkrusteten Oberfläche – auch nur Captain Plana Van aufgefallen.

Sie flog gerade mit ihrem Transporter nach Eiram, an Bord Maschinen für die Algenernte, als ihr der goldene Lichtblitz ins Auge stach.

»Was beim kalten Mond war das?«, keuchte sie. (Obwohl er gern übersehen wurde, war der Mond doch in zahlreichen Verwünschungen verewigt worden.) Reflexartig bremste sie den Transporter ab, während zwei weitere Mitglieder ihrer Mannschaft ins Cockpit eilten.

»Hast du das gesehen?«, fragte Otto, ein Junge, der noch ganz am Anfang seines Raumfahrerlebens stand. Seine Augen waren so weit aufgerissen wie die einer neugeborenen Sargassum-

Anemone. Die grünen Sommersprossen auf seiner Haut waren heller als die von Plana, da er bis vor wenigen Monaten noch auf Eiram gewesen war, wohingegen sie die letzten fünf Jahre fast ausschließlich an Bord von Schiffen verbracht hatte. Ihre Arbeit hielt sie so sehr in Atem, dass sie in der Regel nur ein paar Tage im Jahr auf Eiram verbrachte. Und die lange Zeit fernab der Heimat hatte sich auf ihrem Gesicht niedergeschlagen. Ohne die algenreiche eiramische Ernährung waren ihre grünen Sommersprossen sichtlich verblasst.

»Ja.«

»Ich dachte, der Krieg wäre vorbei«, sagte Lunnto, ihr Co-Pilot. Er war ein älterer Eirami, dessen runder Bauch Plana an eine goldene Qualle erinnerte – eines ihre liebsten Haustiere. Lunntos Mundwerk war meistens schneller als sein Gehirn, aber er hatte hervorragende Instinkte.

»Es herrscht Waffenruhe«, murmelte Plana mit hochgezogenen Schultern. Sie hatte ernste Zweifel daran, dass es einen echten Frieden geben würde, aber sie wollte es auch nicht verschreien. »Wir empfangen keine Notsignale. Und davon mal abgesehen, was könnte auf Eirie schon explodieren? Es gibt nur eine Betankungsstation, und die wird so gut wie nie benutzt.«

Am Himmel und im All über beiden Planeten hatte während der letzten Wochen Ruhe geherrscht. Das war schön ... aber auch beunruhigend. Wie alle Eirami war Plana an Explosionen und Schüsse nahe der Hyperraumstraße gewöhnt, welche sich die zwei Welten teilten. Entweder wurde man von einer e'ronischen Militärpatrouille unter Beschuss genommen, oder man musste vor den plündernden Piratenbanden fliehen, deren Aktivität in diesem System exponentiell angestiegen war. Und wenn nicht das, dann musste man aufpassen, dass man in dem

gewaltigen Schrottgürtel zwischen den beiden Planeten nicht von Teilen zerstörter Schiffe und anderen Trümmern aufgeschlitzt wurde.

Plana schob die schweren Zöpfe hinter ihre Schultern und band sie zusammen – so, wie sie es jedes Mal tat, wenn sie einen Kampf erwartete. Ein eingehendes Signal von Eiram ließ den Bildschirm aufleuchten. Natürlich hatte die Raumkontrolle die Explosion ebenfalls erfasst.

»Captain Van, hier ist Commander Ailee vom Raumhafen in Erasmus. Bitte, geben Sie Ihren Status durch.«

»Captain Van hier.« Ihre Stimme nahm sofort einen kühlen und robotischen Klang an, eine alte Angewohnheit aus ihren frühen Jahren beim eiramischen Militär. Plana war auch heute noch eine Reservistin, aber weil ihre Arbeit als Frachtpilotin zu wichtig war, hatte man sie während des Krieges nicht wieder in den aktiven Dienst berufen. »Wir sind gerade mit unserer Fracht auf dem Heimweg. Alles war ganz normal, keine besonderen Vorkommnisse, bis ...« Genau genommen war es bis vor Kurzem *nicht* normal gewesen, dass es keine besonderen Vorkommnisse gab. Schließlich herrschte Krieg. Nach Planas Geschmack war die Mission bislang viel zu ruhig gewesen. *Das hier* fühlte sich schon normaler an. »Wir haben gerade etwas auf dem Mond gesehen. Eine einzelne Explosion. Keine Notsignale. Unser Schiff wurde nicht in Mitleidenschaft gezogen.«

»Captain Van, seien Sie auf der Hut. Sie befinden sich in neutralem Territorium. Sind Sie für einen Kampf vorbereitet?«

Planas Körper versteifte sich. »Ich dachte, es gibt eine Waffenruhe.«

»Trotzdem sollten Sie vorbereitet sein. Immer.«

»Niemand hat auf uns gefeuert. Wir haben keine Ahnung, was die Explosion ausgelöst hat.«

Als hätte er nur auf diese Worte gewartet, meldete Otto mit nervöser Stimme: »Äh, ich habe einen e'ronischen Sternjäger auf dem Schirm. Er ist auf dem Mond gelandet. Vielleicht war er für die Explosion verantwortlich.«

»Oder ihr Ziel«, sagte Plana.

Lunnto drehte sich herum und starrte sie an. »Weißt du, wie das aussieht? Diese Sache stinkt nach Piraterie. Jede Wette, dieser E'roni hat eines unserer Versorgungsschiffe abgeschossen. Und jetzt versucht er, die Spuren zu verwischen.«

Plana seufzte. Eigentlich hatte diese Lieferung ein schneller, leichter, friedlicher Auftrag sein sollen. Die Kommverbindung nach Eiram stand nach wie vor – Commander Ailee hatte also alles mitgehört.

»Captain Van«, sagte Commander Ailee. »Sie haben Befehl, auf dem Mond zu landen und nach Opfern zu suchen.«

»Aber es gibt keine Beweise, dass ...«, setzte Plana an.

»Captain Van. Sie mögen eine Frachterpilotin sein, aber Sie gehören auch zur militärischen Reserve. Und als Kommandantin des Raumhafens bin ich Ihre Vorgesetzte, also werden Sie meinen Befehl gefälligst ausführen.«

»Ja, Commander.« Plana verdrehte die Augen. Oh, wenn dieser Krieg nur wirklich vorbei sein könnte!

Sie wandte sich ihrer kleinen Mannschaft zu – Lunnto und Otto. Der Navigator, Pell, war irgendwo hinten und schlief.

»Na, dann wollen wir mal.« Plana nahm Kurs auf Eirie und beschleunigte. Schon bald gingen sie über dem einzigen aktiven Bereich des Mondes tiefer: eine einsame Betankungsstation samt Proviantladen. Inzwischen konnten sie alle das e'ronische Schiff sehen, das Otto auf den Sensoren entdeckt hatte; es stand neben einem Transporter, von dem dunkle Rauchfahnen emporkräuselten – offensichtlich war das der Ursprung der Explo-

sion. Es war kein eiramischer Bautyp, aber von E'ronoh stammte er auch nicht. Vermutlich ein Frachterpilot aus einem anderen Sektor, der sich ein paar Credits verdiente, indem er Versorgungsgüter zu einem der Planeten flog.

Verglichen mit Planas eigenem Transporter war der Höllenjäger von E'ronoh klein, doch das machte er durch Geschwindigkeit und Antriebsleistung mehr als wett. Der angeschlagene Transporter war vielleicht doppelt so groß, aber trotzdem verhältnismäßig klein für ein Schiff, das Fracht durch diesen Sektor flog. Seine Hülle schien intakt zu sein, abgesehen von dem ungleichmäßigen Loch in seinem qualmenden Antrieb, das von dunklen Brandspuren umgeben war.

Plana räusperte sich und kontaktierte das e'ronische Schiff. »Hier ist Captain Plana Van von Eiram. Bitte nennen Sie Ihren Identifizierungscode und den Grund Ihres Hierseins.« Es war vermutlich das Beste, sich fürs Erste vage zu halten.

Eine volle Minute lang herrschte Stille, bevor sich eine Stimme meldete.

»Hier spricht Lieutenant Gunnaw von E'ronoh, Thylefeuer-Staffel.« Eine weitere lange Pause. Plana stellte sich vor, wie der andere Pilot die Augen verdrehte. »Gemäß den Bedingungen des Waffenstillstands ist das alles, was ich Ihnen sagen muss. Wie auch immer. Wir haben diesen Transporter entdeckt, der nach Shuraden unterwegs war. Er trieb angeschlagen im All, also haben wir ihn zum Mond gebracht, damit die Mannschaft die nötigen Reparaturen durchführen kann.«

Plana runzelte die Stirn. »Die Betankungsstation ist nicht mehr für größere Reparaturarbeiten ausgestattet.«

»Das wissen wir. Aber die Mannschaft des Schiffes – es sind nur zwei Personen – meinte, dass sie die Antriebe selbst wieder in Ordnung bringen können, wenn sie irgendwo sicher landen

können. Sie haben Zweifel an unserer Waffenruhe, also baten sie darum, den Mond anzufliegen.«

Eirie war neutrales Gebiet, insofern ergab das Sinn. Trotzdem ...

»Was für eine Ladung haben sie an Bord?«

»Ist das denn wichtig? Sie wurden von Piraten überfallen. Die Fracht ist fort. Wir waren selbst an Bord, um ihre Geschichte zu überprüfen.«

»Können Sie erklären, was das gerade eben für eine Explosion war?«

»Der verbliebene Antrieb des Schiffes ist hochgegangen. Wir hatten nichts damit zu tun.«

»Und wohin sind Sie unterwegs?«

»Das betrifft Sie nicht.«

»Was ist mit den Überlebenden? Dürfen wir mit ihnen sprechen?«

»Von mir aus gerne. Aber sie wollen offenbar nicht mit Ihnen sprechen.«

Als würde man mit einem Felsen argumentieren! Plana presste die Lippen aufeinander, dann kontaktierte sie Commander Ailee und fasste zusammen, was sie gerade erfahren hatte.

»Etwas stimmt da nicht«, brummte Ailee. Den Eindruck hatte Plana auch, aber sie hielt lieber den Mund. »Von einem nicht militärischen Standpunkt aus betrachtet haben wir ein Recht, uns selbst über den Zustand der Überlebenden zu informieren und das abgestürzte Schiff auf Sicherheitsrisiken zu überprüfen.«

Plana konnte spüren, wie die Anspannung ihren Blutdruck in die Höhe trieb. Die Waffenruhe zwischen den beiden Planeten war äußerst zerbrechlich. Zugegeben, nachdem die Thron-

erben geheiratet hatten, könnte der Krieg jeden Moment offiziell vorbei sein, trotzdem fühlte es sich noch immer vollkommen unvorstellbar an.

»Ich befehle Ihnen, das Schiff zu durchsuchen, Captain Van«, erklärte Commander Ailee. »Und ich schicke Ihnen vier Sternjäger als Verstärkung. Alles, was den Mond betrifft, betrifft auch uns, und zwar in viel größerem Maße als E'ronoh.«

»Ja, Commander.« Das war schon immer die Einstellung von Eiram gewesen, weil der Mond die so wichtigen Gezeiten ihres Planeten beeinflusste. Ebbe und Flut kontrollierten auf ihrer nassen Welt Leben und Tod eines jeden Tieres und somit auch das Leben der Bevölkerung. Falls die E'roni irgendetwas mit dem Mond anstellten – falls sie zum Beispiel eine schreckliche, im Moment noch unvorstellbare Möglichkeit fanden, den Trabanten auch nur um einen Kilometer von seiner Bahn abzubringen –, dann könnte das den Untergang von Eiram bedeuten. Niemand hatte je über eine solche Möglichkeit nachgedacht, aber Plana tat es in diesem Moment ... und es machte ihr eine Heidenangst.

Commander Ailee hatte recht. Der E'roni-Jäger und das beschädigte Schiff verbargen irgendetwas.

»Oh, und Captain Van?«

»Ja?«

»Verlieren Sie keine Zeit. Sobald sie unsere Jäger sehen, werden die E'roni ebenfalls weitere Schiffe losschicken. Feuern Sie nur, wenn es absolut notwendig ist. Es könnte schließlich sein, dass unsere Botschafter auf Jedha bereits einen dauerhaften Friedensvertrag unterzeichnet haben.«

Plana ließ ihre Knöchel knacksen – noch so etwas, das sie sich angewöhnt hatte, wenn sie mit Ärger rechnete. Anschließend blickte sie ihre Mannschaft an. »Bemannt die Zwillings-

kanone und weckt Bell auf«, befahl sie. Der Navigator würde sein Nickerchen ein andermal fortsetzen müssen. »Wir sehen uns dieses Schiff an.«

Die Orra-Lagune, Eiram

Die Lagune – eine von vielen in diesem Teil Eirams – lag nur fünf Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Das war eines der Dinge, die Phan-tu am meisten an Eiram liebte: Egal, in welcher Stadt oder in welchem Dorf man war, egal, wie geschäftig es dort zuging oder wie viele Wesen sich dort drängten, man konnte in eine beliebige Richtung losgehen, und schon nach kurzer Zeit erreichte man das Meer. Und fand Ruhe.

Phan-tu half gerade bei der traditionellen Slek-Ernte. Slek war ein Unterwassergemüse, so wohlschmeckend und butterweich, dass er ein ganzes Raumschiff gegen ein Bündel eintauschen würde, wenn ihn der Heißhunger auf eine Schale Slek-Eintopf packte. In seiner Kindheit war es außerdem die Lieblingsspeise seiner Mutter und seiner Schwester gewesen, und die Sehnsucht danach ließ nie lange auf sich warten. Königin Adrialia und die Königinngemahlin Odelia wussten Slek ebenfalls zu schätzen, aber erst, seit sie ihn adoptiert hatten. Obwohl Phan-tu sich längst in das Leben im Palast eingefügt hatte, war er am Rande des Rayes-Kanals aufgewachsen; es würde also immer einen kleinen Unterschied zwischen ihm und seinen königlichen Eltern geben. Vermutlich nutzte er deswegen jede Gelegenheit, um hierher ans Meer zu kommen.

Leider hatte diese Lagune – wie so viele andere auch – kaum noch Ähnlichkeit mit den Erinnerungen aus seiner Kindheit. Erinnerungen an klares Wasser voller Leben; an Pflanzen, die

wie ein verworrener Dschungel an seinen Rändern wucherten; an Strände, die gelb und golden schimmerten wie Edelmetalle. Jetzt wurde der Sand oft durch das ausgelaufene Öl und den Treibstoff abgestürzter Schiffe verunreinigt, und viele Pflanzen waren nach Explosionen verbrannt. Die Hütten der Anwohner wirkten heruntergekommen, weil Baumaterial Mangelware geworden war; Transporter, die Vorräte nach Eiram bringen sollten, wurden regelmäßig zum Abdrehen gezwungen oder von Piraten überfallen, die sich das Chaos zunutze machten. Es war schwer, hier draußen Frieden zu finden, wenn die Spuren des Krieges so allgegenwärtig waren.

Während er knietief im kühlen Wasser der Lagune stand, griff Phan-tu nach einem kleinen, dünnen Blatt neben seinem Fuß und zog sanft daran. Anschließend legte er es in den Korb, der an seiner Hüfte hing. Etwas summt an seinem Handgelenk, und er schlug instinktiv danach, bevor er erkannte, dass es keine Stechmücke war, sondern sein Kommunikator. Das Signal kam von seiner Frau, Xiri.

Seiner Frau! Es fühlte sich noch immer seltsam an, so von ihr zu denken.

»Hallo, Xi«, sagte Phan-tu mit einem Lachen. »Ich hätte deinen Anruf beinahe mit einem Mückenstich verwechselt.«

»Vielen Dank auch!« Sie lachte nicht. Oh-oh. »Hör zu, etwas passiert gerade auf dem Zeithütermond.«

Phan-tu richtete sich auf. »Auf dem Mond? Was könnte dort schon passieren?« Reflexartig blickte er zum Himmel hoch, wo man dicht über dem Horizont die Sichel des Viertelmondes sehen konnte. Er war nicht unbewohnbar, dennoch hatte keiner der beiden Planeten ihn je besiedelt. Dafür liebten die Eirami ihre azurblauen Meere zu sehr und die E'roni ihre heißen Temperaturen und ihre bronzenen Landschaften. Auf dem Mond

gab es weder das eine zu finden noch das andere. Trotzdem ... die winzige Lagune war mit dem Erasmusmeer verbunden, und die Höhe des Wassers, das gerade in kleinen Wellen gegen Phantus Beine schwappte, war ein direktes Resultat der Gezeitenkräfte des Mondes.

»Ich weiß nicht, was los ist, aber offenbar sind eiramische Sicheljäger dorthin unterwegs, und ich hörte, dass wir ebenfalls Schiffe losschicken.« Xiri klang atemlos. »Ich war gerade in der Luft, als ich die Nachricht erhielt. Jetzt fliege ich zurück, um mit Vater zu sprechen und Genaueres über die Sache herauszufinden. Du musst herkommen, sofort!«

»Nach E'ronoh? Aber ich ...« *Ich stehe bis zu den Knien im Wasser*, wollte er sagen. Nicht, dass das ein Argument war; ihn störte einfach nur, dass sich Xiris Worte nach einem Befehl anhörten. »Vielleicht sollte ich zum Palast gehen, um mit der Königin und der Königinnengemahlin zu reden. Ich glaube, es wäre das Beste, wenn wir erst mal versuchen, hochkochende Emotionen auf unseren eigenen Planeten zu beschwichtigen.«

»Einverstanden«, erwiderte Xiri. »Der Friedensvertrag sollte jede Minute unterzeichnet werden. Wir sind ganz dicht dran, Phan-tu! Wir müssen die Lage nur noch bis dahin unter Kontrolle halten.«

»Natürlich. Wir sehen uns.«

»Phan-tu?«

»Ja?« Er lauschte erwartungsvoll.

Es folgte eine lange Pause, dann: »Ich vermisse dich.«

»Ich dich auch, Xi. Bis bald.«

Manchmal fühlte es sich noch immer seltsam und gestelzt an, so mit Xiri zu sprechen. Sie waren verheiratet, ja, und sie liebten einander. Aber ihre Beziehung war schrecklich jung, und sie verbrachten nur die Hälfte ihrer Zeit gemeinsam; die

andere Hälfte waren sie damit beschäftigt, auf ihren jeweiligen Heimatplaneten Spannungen abzubauen und die Waffenruhe zu schützen. Phan-tu fühlte sich nicht wie der Prinz von E'ronoh, und er wusste, dass Xiri sich auch nicht wie die Prinzessin von Eiram fühlte. Außerdem standen sie als Mitglieder ihrer Königshäuser unter ständiger Beobachtung, was es noch schwieriger machte, Nähe zueinander aufzubauen. Phan-tu hatte seiner Frau beispielsweise noch nie einfach so den Arm um die Schultern gelegt. Ja, dieses neue Leben als Vertreter ihrer beider Welten war ungewohnt und befremdlich.

Phan-tu watete aus dem Wasser. Ein paar Kinder mit hellgrünen Sommersprossen verbeugten sich, als er vorbeiging. Er war nicht ins Königshaus hineingeboren, aber er war jetzt ein Teil davon. Einige ältere Kinder beobachteten ihn aus der Ferne, ein leicht spöttisches Grinsen auf ihren Gesichtern. Nicht jeder freute sich, dass er die Prinzessin von E'ronoh geheiratet hatte. Vor der Hochzeit war es ihm egal gewesen, ob ihn jemand schief musterte oder hinter seinem Rücken tuschelte, schließlich hatte er sich darauf konzentrieren müssen, einen Krieg zu beenden. Doch jetzt war es manchmal das Einzige, was er wahrnahm.

Phan-tu sprang auf ein Speederbike und fuhr zum Palast. Dort angekommen, eilte er in einen der großen Sitzungsräume im Nordflügel, wo Königin Adrialia sich normalerweise mit ihren Beratern besprach. Der Raum wurde von einem runden Miniaturfluss gesäumt, auf dem leuchtende Seerosen schwammen.

»Ah, Phan-tu. Wir wollten gerade nach dir rufen lassen.« Die Königin winkte ihn näher, trat dann von der erhöhten Plattform herunter, die aus kunstvoll geschnitztem Meerbaumholz bestand, und streckte eine bronzefarbene Hand aus. Phan-tu

berührte ihre Knöchel respektvoll mit der Stirn, ehe er sich wieder aufrichtete. Ein Lächeln ließ kleine Falten an Adriallas Augewinkeln entstehen. Silberne Strähnen glänzten in den dunklen Zöpfen, die um ihre Krone geflochten waren, und ihre Robe aus Schimmerseide knisterte leise, als die beiden Seite an Seite zu dem großen, tränenförmigen Tisch schritten, wo sich die Berater versammelt hatten. Die Königinngemahlin erhob sich von ihrem Stuhl und gab Phan-tu durch ihren wogenden Schleier hindurch einen Kuss auf die Wange.

»Du kommst gerade recht«, flüsterte Odelia, während sie wieder ihren Platz zur Rechten der Königin einnahm. »Wir brauchen dringend einen kühlen Kopf in diesem Raum.«

Die Berater grüßten Phan-tu höflich, aber mit einer gewissen Distanziertheit. Diese Kälte schlug ihm von vielen Seiten entgegen, seit verkündet worden war, dass er Xiri heiraten würde. Er erinnerte sich noch daran, was eine seiner Leibwachen, Vigo, vor der Hochzeit zu ihm gesagt hatte: *Bald wird eine Hälfte von Euch E'ronoh gehören. Wie können wir sicher sein, dass Ihr Euer Volk weiterhin genauso lieben werdet wie bisher?*

Diese Worte versetzten ihm selbst heute noch einen Stich.

»Was wissen wir?«, fragte die Königin.

»Einer unserer Transporter bemerkte während des Anflugs eine Explosion auf dem Mond. Unsere Sensoren haben es bestätigt. Ein Handelsschiff hat Schaden genommen und musste für Reparaturarbeiten landen. Zum Zeitpunkt der Explosion befand sich ein Militärschiff der E'ronoh in der Nähe.«

»Auf Eirie? Unserem Mond? Wie seltsam«, murmelte eine Beraterin.

Unser Mond. Phan-tu fühlte eine tiefe Verbundenheit mit dem Mond, und den anderen Anwesenden ging es offensichtlich ebenso.

Ein zweiter Berater beugte sich vor. »Commander Ailee will die Passagiere des Transporters befragen.«

»Das wird den E'roni nicht gefallen«, brummte ein dritter – er war der Älteste der Anwesenden, und sein weißer Bart reichte ihm bis zu den Knien.

»Nein«, sagte die Königin. »Aber wenn sie nichts zu verbergen haben, sollten sie uns nicht bei unseren Nachforschungen behindern. Und was immer wir tun, der Friedensvertrag darf nicht gefährdet werden. Wir müssen geduldig bleiben, bis wir wissen, dass auf Jedha alles gut gegangen ist.«

Die Berater rutschten auf ihren Stühlen herum. Die beiden Planeten befanden sich schon seit vielen Jahren im Krieg, und viele Eirami sträubten sich gegen die Vorstellung, Rücksicht auf die Leute nehmen zu müssen, die ihre Schiffe abgeschossen und das System mit einem Ring aus Trümmern und Leichen gefüllt hatten.

Phan-tu blickte auf die blinkende Konsole vor seinem Platz hinab. »Eine eingehende Nachricht. Sprechen Sie, Commander Ailee.« Der Kommunikator an seinem Handgelenk summte ebenfalls. Xiri. Phan-tu nahm die Hände vom Tisch und ignorierte es.

»Unsere Piloten gehen gerade an Bord des Transporters.«

»Auf wessen Befehl?«, fragte die Königin.

»Auf meinen. Da könnten eiramische Bürger auf diesem Schiff sein, und es befindet sich in neutralem Gebiet.«

Phan-tu drehte die Lautstärke seines Komms herunter und hob es unauffällig neben sein Ohr, während er so tat, als würde er sich am Kopf kratzen.

»Sag ihnen, sie dürfen dieses Schiff nicht betreten!«, drängte Xiri. »Phan-tu? Kannst du mich hören? Das wäre ein Vertrauensbruch! Sag ihnen ...«

Die Königin warf ihm einen Seitenblick zu. Sie konnte nicht hören, was Xiri sagte, aber sie konnte sehen, dass er etwas vor ihr verheimlichte. Hastig senkte er die Hände wieder.

»Wir müssen Vertrauen aufbauen. Ich denke, es wäre unklug, ohne ausdrückliche Zustimmung von E'ronoh an Bord des Transporters zu gehen«, erklärte Phan-tu.

»Denkt Ihr das – oder Eure Frau?«, brummte der älteste Berater.

»Ich *und* meine Frau«, entgegnete Phan-tu. »Aber das ist im Moment unwichtig. Beide Seiten tragen Jahre tiefer Kriegswunden und Furcht mit sich herum. Zusammenzuarbeiten ist der einzige Weg in eine bessere Zukunft.«

Commander Ailees Stimme ertönte wieder aus der Konsole. »Captain Van ist jetzt an Bord.«

Phan-tus Herz schlug schwerer. Es war zu spät.

Der Mond zwischen Eiram und E'ronoh

Binnot Ullo straffte die Schultern und klopfte seinen Fliegeranzug ab. Goi Ganok stand händeringend neben ihm.

Eine Menschenfrau mittleren Alters trat durch die Luke. Sie war hochgewachsen und muskulös, gekleidet in eine dunkelblaue Pilotenuniform mit dem Wasserwappen von Eiram am Oberarm. Aber auch wenn sie eine Zivilistin war, bewegte sie sich wie eine Soldatin. Sie war bewaffnet, ebenso wie ihr Begleiter, ein männlicher Eirami, der mit seinen grünlich blauen Sommersprossen schrecklich jung aussah. Und nervös. Vermutlich ebenso nervös wie Goi. Der Pilot von E'ronoh, Lieutenant Gunaw, blieb mit zusammengezogenen Brauen draußen vor der Luke stehen.

»Ich bin Captain Plana von Eiram. Bitte sagen Sie mir Ihren Namen, wo Sie herkommen und was Sie hierherführt.«

»Binnot Ullo.« Binnot verbeugte sich leicht. Es war unnötig, einen falschen Namen zu benutzen; niemand außerhalb des Pfades kannte ihn oder Goi. Aber das würde sich schon bald ändern – zumindest in Binnots Fall. Er verpasste Goi einen leichten Tritt, woraufhin dieser sich wie ein rostiger Droide verbeugte, der dringend mal ein Ölbad brauchte.

»Goi Ganok. Wir sind nur Frachtpiloten.« Er lächelte breit – viel *zu* breit – und entblößte dabei zwei Reihen winziger Zähne.

»Ursprünglich stammen wir von Mirial und Roona«, fügte Binnot an. »Jetzt gerade kommen wir von unserer Station nahe Skye und sind auf dem Weg nach Shuraden.«

Captain Vans Augen wurden schmal. »Seltsam, dass Sie diese Route gewählt haben. Die meisten Frachter meiden das Eiram-System wegen des Trümmergürtels.«

»Es war der kürzeste Weg«, sagte Binnot.

»Nicht viel kürzer als die anderen«, entgegnete Van. »Mir wurde gesagt, dass Sie von Piraten angegriffen wurden und auf dem Mond gelandet sind, um Ihr Schiff zu reparieren. Haben die Angreifer sich identifiziert?«

Binnot warf ihr einen abfälligen Blick zu. »Es waren Piraten. Natürlich haben sie sich *nicht* identifiziert.«

»Und Ihre Fracht? Was hatten Sie an Bord?«

»Proteinkonzentrat. Aber sie haben alle Fässer mitgenommen.« Binnot deutete auf den leeren Frachtraum hinter ihm, dann sah er zu, wie Captain Van und ihr Kollege durch den Raum schritten, der ungefähr zwölf Meter lang und fast ebenso breit war und den Großteil des kleinen Schiffes einnahm. Vans Nasenflügel blähten sich, erst einmal, dann noch einmal.

Der junge Eirami schnupperte ebenfalls.

»Riechst du das auch, Otto?«, fragte Van. Ihre Stiefel erzeugten dumpfe, klopfende Geräusche, als sie sich an Binnot vorbeischoob und zur anderen Seite des Frachtraumes hinüberging. Dort nahmen ihre Schritte plötzlich einen tieferen, hohleren Klang an. Die Frau kniete sich hin, zog ein Messer aus ihrem Gürtel und schob die Spitze unter den Rand der metallenen Bodenplatte. Sobald sie die Finger in den Spalt schieben konnte, hievte sie die Bodenplatte hoch und ließ sie nach hinten gegen die Wand fallen.

Das Geheimfach war mit versiegelten Fässern gefüllt, jedes mit einem kleinen Sichtfenster, sodass man eine tintige Flüssigkeit in ihrem Inneren sah. Binnot konnte nichts riechen, höchstens ein leicht salziges Aroma, aber die Nasen der Eirami waren offensichtlich empfindlicher, denn als Captain Van erneut die Nasenflügel blähte, verzog sie das Gesicht und trat hastig zurück.

»Das ist Klytobakter.« Sie starrte Binnot an. »Was hatten Sie damit vor?«

Er schüttelte den Kopf, ebenso wie Goi, Letzterer vielleicht ein wenig zu energisch. »Was ist Klytobakter?«, fragte Goi, während er versuchte, die Muskeln in seinem Gesicht ruhig zu halten.

»Als ich noch ein Kind war, gab es während eines besonders trockenen Sommers mal eine Klytobakter-Blüte auf meiner Heimatinsel auf Eiram. Es tötete die Fische, die Meerespflanzen, die Vögel ... alles. Danach konnten wir jahrelang nicht schwimmen oder Wasser auch nur berühren.« Ein anklagender Ausdruck lag in Vans Augen. »Warum haben Sie das an Bord?«

»Wir wussten nicht, dass es hier ist! Wir haben nichts gerochen«, rief Binnot, die Hände beschwichtigend erhoben. »Wir

wurden nur bezahlt, um Proteinkonzentrat nach Shuraden zu liefern.«

Captain Van griff nach dem Blaster an ihrer Seite. »Sie sind durch das Eiram-System geflogen, obwohl Sie ganz leicht eine andere Route hätten nehmen können, und Sie haben eine biologische Waffe an Bord, die auf meinem Planeten verheerende Schäden anrichten könnte.«

Der junge Eirami neben ihr ballte die Hände zu Fäusten. »Arbeiten Sie etwa für E'ronoh?«

»Ganz vorsichtig jetzt!« Lieutenant Gunnaw war in den Frachtraum getreten, und sein stählerner Blick wanderte von den Fässern zu Binnot und dann zu Otto.

»Otto!« Captain Van spießte ihren Begleiter mit den Augen auf, und er verstummte.

Goi wirkte ehrlich aufgebracht, als er rief: »Nein!«

Binnot boxte ihm so hart gegen die Schulter, dass Goi das Gleichgewicht verlor und mit einem leisen Ächzen zur Seite stolperte.

»Dieses Schiff fliegt nirgendwohin.« Captain Van berührte den Kommunikator an ihrem Handgelenk. »Commander Ailee. Sie haben biologische Waffen an Bord. Klytobakter.«

Während sie ihrer Vorgesetzten Meldung machte, sprach Lieutenant Gunnaw in sein eigenes Komm. Goi war inzwischen so nervös, dass sich dunkle Schweißflecken über seine halbe Jacke ausgebreitet hatten. Binnot hob die Hand, und als der Roonaner sich umwandte, beugte er sich vor und flüsterte: »Das ist, was wir wollen, Goi. Vergiss das nicht.«

Goi nickte unmerklich.

Als sie mit ihrem Bericht fertig war, verschwanden Captain Van und Otto hastigen Schrittes aus dem Frachtraum.

»Wenn es nach mir geht, wird Ihr Schiff diesen Mond nicht

mehr verlassen. Und Sie ebenso wenig«, erklärte Van noch, bevor sich die Luke hinter ihr schloss. Binnot und Goi hörten, wie sie versiegelt wurde, danach lauschten sie, während Lieutenant Gunnaw und Captain Van auf der anderen Seite diskutierten.

Oh, und wie ich diesen Mond verlassen werde, dachte Binnot. *Wart's nur ab*. Er war zufrieden, und die Mutter würde es ebenfalls sein. Sie hatten gerade jede Menge Treibstoff geliefert, um diesen Krieg weiter lodern zu lassen. Das Klytobakter würde jegliche Chance zerstören, dass Eiram und E'ronoh wieder an den Verhandlungstisch zurückkehrten. Und ebenso würde es jegliches Wohlwollen zerfressen, das durch diese lächerliche Hochzeit zwischen Xiri A'lbaran und Phan-tu Zenn aufgekommen sein mochte.

»He!« Die Stimme des e'ronischen Piloten dröhnte aus dem Lautsprecher des Transporters. »Über dieser Betankungsstation wimmelt es inzwischen von eiramischen Schiffen. Sagen Sie endlich, was Sie mit dem Klytobakter vorhatten.«

Binnot schrie in seinem überzeugendsten Tonfall: »Wir haben nichts mit dem Zeug zu tun. Vielleicht ist es ja nicht mal Klytobakter, sondern nur verdorbenes Proteinkonzentrat, das von einer früheren Ladung übrig geblieben ist. Wir sind hier die Opfer!«

»Bleiben Sie ruhig«, sagte der Pilot. »Unterstützung von E'ronoh ist auf dem Weg. Ah ... da sind sie ja schon.«

Das tiefe Dröhnen nahender Schiffe war zu hören.

»Oh«, machte Goi. Er presste die Hände auf seine Ohrlöcher. »Jetzt geht's los.«

Erasmus, Eiram

Phan-tu hörte voller Entsetzen zu, während Commander Ailee ihren jüngsten Bericht abgab. Eine biologische Waffe? Die Königin setzte sich bei den Worten kerzengerade auf. Vor ein paar Wochen erst hatte sie einen Giftstoff produzieren lassen, um ihr Volk zu schützen – ein schrecklicher, verzweifelter Fehler. Als sie Phan-tu jetzt anblickte, sah er keine Sorge in ihren Augen, sondern einen Anflug von Selbstgerechtigkeit, so als wollte sie sagen: *Siehst du, Phan-tu? Ich war nicht im Unrecht. Die E'roni nutzen dieselben Methoden.*

Dennoch waren sie zu der Übereinkunft gelangt, dass es ein Fehler gewesen war, der einen ohnehin schon schmutzigen Krieg noch schmutziger gemacht hätte. Einen Krieg, in dem der Einsatz von Bohrschiffen zu etwas völlig Normalen geworden war. In dem ständig neue, brutale Methoden genutzt wurden, um zu morden. Und jetzt also Klytobakter. Die meisten Gifte waren darauf ausgerichtet, den Gegner zu töten. Klytobakter hingegen löschte ganze Spezies und aufeinander abgestimmte Ökosysteme aus, wenn man es in ausreichender Konzentration einsetzte. Dieses Zeug konnte einen ganzen Planeten unbewohnbar machen. Das ging einfach zu weit. Es war eine unerhörte Eskalation des Konflikts.

»Wie können wir sicher sein, dass es wirklich Klytobakter ist?«, fragte Phan-tu.

Der Berater mit dem weißen Bart beugte sich vor. »Wir alle wissen, wie es riecht. Nach Tod.«

Phan-tu konnte spüren, wie sich der Raum mit hochkochendem Zorn füllte. Die Königinnengemahlin, Odelia, hatte die Hände so fest um die Tischkante gekrallt, dass es aussah, als müsste das Holz jeden Moment zersplittern. Er tat so, als würde

er sich an der Stirn kratzen, während er leise wisperte: »Xiri? Das Klytobakter? Ist es wahr?«

Sie antwortete ohne das geringste Zögern: »Wir haben nichts mit dieser Sache zu tun! Du musst mir glauben. Ich weiß, dein Volk wird glauben, dass es eine Gegenreaktion auf das Gift ist, das Königin Adrialla produzieren ließ, um es gegen E'ronoh einzusetzen. Wir müssen die Gemüter beruhigen und dieser Sache auf den Grund gehen.«

Königin Adriallas Armreife klimperten, als sie die Hand hob. »Das ergibt keinen Sinn. Wir sind nur einen Schritt von einem dauerhaften Frieden entfernt.«

»Xiri ist sicher, dass E'ronoh nichts mit dem Klytobakter zu tun hat«, sagte Phan-tu.

»Als ich einen Fehler beging, um Eiram zu schützen, hat sie einen kühlen Kopf bewahrt. Also werde ich jetzt dasselbe tun. Ich habe geschworen, die Zukunft dieser beiden Welten zu schützen. Ich glaube Xiri. Anstatt voreilig zu handeln, müssen wir die Lage in Ruhe besprechen«, erklärte Adrialla.

Der alte Berater erhob sich von seinem Stuhl. »Prinzessin Xiri hat gute Absichten, aber sie ist nicht E'ronoh, und E'ronoh ist nicht Xiri. Einige Teile der Bevölkerung werden nie aufhören, uns den Tod zu wünschen. Denkt nur an Vizekönig Ferrol und seinen Sohn. Haben sie nicht versucht, ihre eigene Prinzessin zu töten, weil sie den Thronerben von Eiram heiraten wollte? Wir müssen uns schützen.« Er baute sich vor den anderen Beratern und der Königsfamilie auf. »Nach Königin Adriallas unglücklichem Giftprojekt haben wir uns einstimmig entschlossen, dass alle wichtigen Entscheidungen fortan durch ein Mehrheitsvotum entschieden werden sollen. Also: Wer ist dafür, dass wir dieser Bedrohung mit Stärke begegnen?«

Von den neun Anwesenden schoben sechs ihre Faust zur

Tischmitte, um ihre Zustimmung auszudrücken. Nur die Königin, ihre Gemahlin und Phan-tu behielten die Hände flach vor sich.

Adrialla blickte ihren Sohn hilflos an. »Wir haben keine Wahl.«

Der älteste Berater hob den Arm. »Für Eiram.«

»Für Eiram«, sagten sie alle gemeinsam – alle außer Phan-tu, der sich fühlte, als würde der Boden unter seinen Füßen wegbrechen. Alles, worauf er und Xiri hingearbeitet hatten, wirkte mit einem Mal schrecklich weit entfernt.

Die Stimme seiner frischgebackenen Frau ertönte weiterhin leise an seinem Handgelenk. Doch so leise sie auch war, in Phan-tus Ohr dröhnte sie wie ein Schrei. Leider würde es nichts bringen, darauf zu reagieren.

»Sag ihnen, dass sie nicht feuern dürfen! Phan-tu, hörst du mich? *Phan-tu!*«

Der Mond zwischen Eiram und E'ronoh

Captain Plana Van war wieder an Bord ihres Schiffes und schwebte über der Betankungsstation, wo der Transporter mit dem Frachtraum voll Klytobakter gelandet war. Zwei sichelförmige Jagdmaschinen flankierten sie, auch wenn es Plana lieber wäre, die beiden hätten vor ihr Position bezogen. Seitdem sie Commander Ailee das letzte Mal Bericht erstattet hatte, waren nämlich zwei e'ronische Höllenjäger aufgetaucht, die ihnen nun gemeinsam mit Lieutenant Gunnaws Schiff in nächster Nähe gegenüberstanden. Ihr Transporter würde höchstens ein oder zwei Treffer verkraften können, bevor er auseinanderbrach, und ... Halt, Moment! Jetzt tauchten zwei weitere

Höllenjäger auf den Schirmen auf. Die Lage spitzte sich rasend schnell zu.

Commander Ailee meldete sich wieder. »Ich befehle Ihnen hiermit, auf dieses Frachtschiff zu feuern. Es hat eine illegale Biowaffe an Bord. E'ronoh hat die Bedingungen der Waffenruhe gebrochen.«

»Aber wir haben keine Beweise dafür, dass diese Klytobakter-Tanks E'ronoh gehören. Der Pilot sagte ...«

Bevor Captain Van weitersprechen konnte, brandeten mehrere Übertragungen gleichzeitig auf sie ein. Fünf, um genau zu sein. Eine von einem der eiramischen Sicheljäger neben ihr, drei von der Kommunikationsboje jenseits des Mondes und eine weitere vom zentralen Rat auf Eiram.

»Was beim kalten Mond ist hier los?« Sie schaltete sich der Reihe nach durch die Kanäle.

»Eine dringende Nachricht. Die Friedensgespräche auf Jedha sind gescheitert!«

»Botschafter Tintak von E'ronoh wurde getötet. Das war's dann wohl. Damit ist alles andere hinfällig ...«

»Es war ein Fiasko. Eiram ist direkt in eine Falle getappt. Jedha City steht in Flammen, es gibt Berichte über Tote ...«

Plana Vans Hand zitterte, als sie aus dem Cockpitfenster starrte. Sie mussten das Schiff zerstören. Jetzt, da die Waffenruhe dahin war, hatten sie jedes Recht dazu. Aber sie konnte sich nicht bewegen. Wieder in den Kriegszustand zurückzukehren, war so ziemlich das Letzte, was sie wollte. War sie wirklich sicher, dass E'ronoh hinter der Klytobakter-Ladung steckte? Kannte sie alle Fakten? Doch ihr Bauchgefühl sagte ihr, dass sie ihren Heimatplaneten verteidigen musste, und das Klytobakter machte ihr eine Heidenangst. Dieses Gefühl war stärker als alles andere. Sie atmete tief ein.

»Auf mein Kommando«, begann sie, »feuern wir ...«

Bevor sie den Satz beenden konnte, leuchteten Explosionen vor dem Cockpitfenster auf. Einer der Sicheljäger hatte auf Lieutenant Gunnaws Maschine gefeuert, die über der Betankungsstation schwebte, während der andere Sicheljäger den angeschlagenen Transporter am Boden ins Visier nahm. Gunnaws Flieger explodierte augenblicklich, während das Schiff mit der tödlichen Ladung zu qualmen begann. Captain Van sah Binnot und Goi, die auf der Suche nach Deckung von dem Wrack weg-rannten, und sie war gleichzeitig erleichtert und überrascht, dass den beiden die Flucht geglückt war. Lieutenant Gunnaw hingegen war tot, und bei dieser Erkenntnis presste Plana einen grässlichen Moment lang die Augen zu.

»Sammelt diese Überlebenden ein. Wir müssen rausfinden, wo die Biowaffe herkommt und wie wir ihre Quelle zerstören können«, sagte Commander Ailee.

Die Schiffe stoben auseinander, wobei die beiden e'ronischen Höllenjäger die Verfolgung der eiramischen Sicheljäger aufnahmen. Plana begann dennoch, über der Oberfläche des Mondes tiefer zu gehen, um Binnot und Goi einzufangen. Ihr Schiff gehörte offensichtlich nicht zum Militär, und sie hoffte, dass niemand sie angreifen würde.

Diese Hoffnung hielt ganze fünf Sekunden an, dann brach einer der Höllenjäger die Verfolgung der Sichelschiffe ab, um zur Betankungsstation zurückzurasen. Plana riss ihren Transporter herum und beschleunigte in Richtung des offenen Alls.

»Wir müssen zurück nach Eiram«, erklärte sie ihrem Co-Piloten, Lunnto. »Einen Kampf mit diesen Höllenjägern würden wir nicht überleben.«

Sie hörten, wie Captain Ailee eine Nachricht an alle eirami-schen Schiffe in der Nähe durchgab: »E'ronoh versucht, einen

Notruf an all seine Piloten außerhalb des Systems zu schicken. Beide Planeten haben ein großes Kontingent nach Jedha entsandt, aber wir haben im Moment keinen Kontakt zu unseren Schiffen. Falls es den E'roni gelingt, ihre Piloten zurückzurufen, könnten sie uns überrollen. Wir müssen verhindern, dass ihr Notruf durchkommt.«

»Wie viele Schiffe?« Planas Transporter bäumte sich auf – sie hatten einen Treffer kassiert – und wurde plötzlich wieder langsamer. Eine Antriebsspule war durchgebrannt. »Bring das in Ordnung!«, rief sie.

»Was, glaubst du, habe ich wohl vor?«, erwiderte Lunnto, während er bereits aus dem Cockpit stolperte, um in den Maschinenraum nach unten zu klettern.

»Captain Van! Alle Piloten, die mich hören können! Wenn Sie nicht wollen, dass eine e'ronische Übermacht über uns herfällt, zerstören Sie diese Kommunikationsbojen!«

Plana fletschte die Zähne. Gegen eine ganze Flotte von E'roni-Schiffen könnten ihre mickrigen Zwillingsskanonen nichts ausrichten, wohl aber gegen eine Weltraumboje.

»Darum kümmere ich mich«, sagte sie. »Verschwinden wir von hier. Die fünf Bojen um diese Planeten sind C-12, C-13 und A-01 bis -03. Wir haben genug Treibstoff und Feuerkraft, um sie auszuschalten.«

Mit einem Mal summten die Antriebe des Transporters wieder optimistisch – Lunnto hatte die Antriebsspule repariert! Und keinen Moment zu früh, denn ein e'ronischer Höllenjäger folgte ihnen, während sie auf ihr erstes Ziel zuhielten. Zum Glück reichte ein Schuss, um die Boje in einem Feuerwerk aus Funken explodieren zu lassen.

Lunntos Gesicht war mit Öl verschmiert, als er ins Cockpit zurückkehrte. »Bist du sicher, dass wir sie alle zerstören soll-

ten? Was, wenn wir mit den anderen Sektoren sprechen müssen?«, fragte er, und seine Finger huschten so schnell über die Tasten, dass sie zu verschwimmen schienen.

Nein, ich bin nicht sicher, dachte Plana, aber es war wichtig, dass sie jetzt als entschlossene Anführerin auftrat. Als sie sprach, galten ihre Worte ebenso ihr selbst wie ihrem Co-Piloten. »Bis jetzt hat uns doch auch niemand geholfen«, brummte sie. »Die Republik behauptet zwar, sie wolle helfen, aber wir gehören nicht zur Republik. Vergiss außerdem nicht, dass es der Sohn der Kanzlerin war, der um ein Haar Erasmus City zerstört hätte. Und die Jedi? Die hätten uns bei den Friedensgesprächen helfen sollen – aber jetzt sind die Verhandlungen in Rauch aufgegangen. Sieh es ein, Lunnto, wir sind auf uns allein gestellt.« Sie zog die Brauen eng zusammen. »Dieses Klytobakter muss irgendwo hergekommen sein. Falls E'ronoh von Außenstehenden unterstützt wird, müssen wir das unterbinden. Also lass uns diese dämlichen Bojen zerstören.« Sie beschleunigte, und die kämpfenden Sternjäger blieben weiter hinter ihnen zurück.

Ein grelles Licht und ein brutaler Ruck schleuderten Plana aus ihrem Pilotensitz. Alarme heulten los, noch bevor sie auf dem Boden landete. Ihr Navigator, Pell, taumelte ins Cockpit – er wankte so stark, dass es beinahe aussah, als wäre er betrunken – und kratzte blinzelnd seinen bläulichen Bart.

»Ich glaube, wir werden beschossen«, murmelte Pell mit heiserer Stimme.

Plana verdrehte die Augen, kletterte wieder auf ihren Sitz und strich liebevoll mit der Hand über die Konsole. »Zeig mir, was du draufhast«, wisperte sie und gab maximalen Schub. Der Höllenjäger hinter ihnen feuerte noch mehrere Sekunden weiter, ehe er von einem eiramischen Sichelschiff abgedrängt